

Boyle, T. C.

Blue Skies

Hanser, ISBN 978-3-446-27689-5, 399 S. / dt. von Dirk van Gunsteren

Der clevere Vielschreiber aus Kalifornien hat wieder zugeschlagen. - Die Apokalypse ist da. Das Blau des Himmels ist nur mehr ein Versprechen, dessen Einlösung mehr als fraglich scheint.

Kein Wasser in Kalifornien. Die Wälder brennen. Vielen Menschen bleibt nur die Flucht vor den Naturgewalten. - In Florida jagt ein Unwetter das nächste. Regen ohne Ende. Und das Meer holt sich das Land zurück. Unzählige tote Fische liegen auf den überfluteten Straßen. Termiten machen die schicken Strandhäuser dem Erdboden gleich. - Die Vereinigten Staaten sind zum Schauplatz der Extreme geworden. - Das Schlimme ist, dass der Roman kein utopisches Szenarium entwickelt, sondern dass das, was Boyle beschreibt, leider längst traurige Realität ist.

Es dauert, bis Cat und Todd den Ernst der Lage begreifen. Todd, der seine Oldtimer mehr liebt als die Menschen, der als Baccardi-Generalvertreter durch die Welt jettet, der das Leben als Dauer-Party-Event begreift und der nicht versteht, warum sich Cat einen Tigerpython als Haustier angeschafft hat. Für Kinder ist er jedenfalls noch lange nicht reif, glaubt er. Sein Pech, dass Cat mit Zwillingen schwanger ist. Die Geburt der beiden Kinder wird dem Paar kein Glück bringen.

Während die beiden in Florida die Zeichen der Zeit gründlichst falsch deuten, spitzt sich die Lage in Kalifornien immer weiter zu. Zwar stellt Cats Mutter Ottilie ihre Essgewohnheiten radikal um: Insekten stehen auf dem Speiseplan, nicht länger Rinder-Schweine-Ziegen-Hühner.- Sohn Cooper, Doktorand der Entomologie, bestärkt sie in ihren Veränderungsanstrengungen. Ehemann Frank bleibt eher skeptisch. Es geht doch nichts über ein saftiges Steak. Als dann ein banaler Zeckenbiss Cooper fast umbringt und die Amputation seines rechten Arms verursacht, ist allen klar: Die Welt verändert sich. Radikal. Erst sterben die Insekten - und dann ... kein Stein wird auf dem anderen bleiben.

Zukunft hat keine Zukunft mehr. Der kalifornische Wein schmeckt nach Asche, Grillen-Tacos und frittierte Heuschrecken sind auch keine nachhaltige Lösung. Der Klimawandel ist nicht länger nur ein bloßes Wort. Der *american way of life* ist keine Option mehr. - Ob es eine Chance gibt, das Ende der Menschheit abzuwenden? Hat die Spezies Mensch nicht längst ausgedient? Kalifornien brennt, Florida versinkt in Sintfluten, Schlangen töten Kinder, Familien zerbrechen, das Leben wird zum aufreibenden Albtraum.

T, C. Boyle hat sich noch nie gescheut, die ganz großen Fragen zu stellen. Und wie schon so oft beantwortet er sie mit einem spannenden, handlungsstarken Roman, angesiedelt irgendwo zwischen Ökothriller und Familientragödie.

Dass der inzwischen schon 75 Jahre alte Hippie-Literat dabei auch ungemein lustige Passagen einstreut, ist fast schon zu einer Art Markenzeichen des Autors geworden. Angesichts des ständig wachsenden Unheils bleibt oft nur das Lachen als versöhnender Therapieansatz, auch wenn es mitunter im Hals steckenbleibt. So wird *Blue Skies* zur Endzeitgroteske und zugleich zum mahnenden Menetekel - und damit zu einem typischen Boyle-Roman.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, Juli 2023

Coe, Jonathan
Bournville

Folio, ISBN 978-3-85256-885-0, 409 S. / dt. von Cathrine Hornung und Juliane Gräbener-Müller

Bournville ist ein ziemlich dickes Buch. *Bournville* ist ein echter Schmöker. *Bournville* ist ein britischer Familienroman. *Bournville* ist eine Satire auf den british way of life. *Bournville* ist der neue Roman eines echten Bestsellerautors. *Bournville* ist ein Bestseller, der zugleich großartige Literatur ist. *Bournville* ist ein bemerkenswert unterhaltsames Buch. *Bournville* ist ein Roman wie ihn nur Engländer schreiben können. *Bournville* ist Teil einer großangelegten Saga, deren Ende noch nicht abzusehen ist (und deren schon früher veröffentlichte Teile nicht minder herausragend sind!). *Bournville* lesen, das heißt: Spaß haben, sich amüsieren, sich ertappt fühlen, auch mal nachdenklich grübeln, ganz unangestrengt Wissen aufsaugen, sich erinnern - sogar an Zeiten und Ereignisse, die man gar nicht miterlebt hat. *Bournville* ist ein echtes Ereignis. *Bournville* muss ohne Einschränkung gelobt werden. *Bournville* kann zu jeder Jahreszeit genossen werden. *Bournville* ist der Name eines Städtchens, das es genauso geben könnte. *Bournville* ist kein biographischer Roman, obwohl die Hauptfigur Mary Lamb Coes eigener Mutter Jane nachempfunden ist. *Bournville* ist ein ziemlich lustiges Buch. *Bournville* ist auf keiner Seite langweilig. *Bournville* ist ein Corona-Roman. *Bournville* ist der Literatur gewordene Albtraum des Boris Johnson. *Bournville* erzählt auch von den Royals (besonders von Queen Elizabeth II, dem Prinzen von Wales und Lady Diana). Und von Churchill. Und von Cadbury-Schokolade. Und von der EU. Und vom Brexit. Und von Wales. Und vom Ende des Zweiten Weltkriegs. Und vom Wembley-Tor. Und von fehlgeschlagener Integration. Und von Spionen. Und von James Bond. Und natürlich von der Liebe. Die mal gelingt. Und mal nicht. Wie das eben so ist - im Leben. Besonders dem Leben in England.

Los geht es 2020. Lornas Europa-Tournee (sie ist die mit dem Kontrabass – hast du schon mal versucht, ein solches Spielgerät nebst Verpackung im Kofferraum eines alten Volvo unterzubringen?) steht unter keinem guten Stern. Aus China kommen erste Meldungen über ein merkwürdiges Virus. In Italien scheint es auch schon angekommen zu sein. Noch finden Konzerte in Deutschland statt, aber wohl nicht mehr lange. Und so ist es dann auch. Das letzte von 5 Konzerten der Deutschlandtournee wird abgesagt. Zurück nach England also. In das Land, in dem man zunächst so entspannt mit dem Virus umgeht. Doch das wird sich ändern. Im Haus der Großmutter trifft Lorna ihren Onkel Peter, Marys jüngsten Sohn. Der ist wie besessen vom Wunsch, die Geschichte der Familie zu rekonstruieren. Und obwohl seine Mutter wenig Interesse zeigt, seine Nachforschungen zu unterstützen, gibt sie sich irgendwann geschlagen: „Sie seufzte, denn sie wusste, dass Peter keine Ruhe geben würde.“ (S. 31) An was sie sich noch genau erinnert: „Also, das weiß ich noch genau. [...] Bei Kriegsende. [...] Als alles vorbei war. [...] Victory-Europe-Day und der ganze Kokolores.“ (S. 31) - Und so fängt sie an, die Familiengeschichte der Lambs. Am 8. Mai 1945. Nazi-Deutschland ist besiegt. Auch wenn in Berlin noch hier und da gekämpft wird und auch die Japaner noch nicht kapituliert haben ...

Das Leben der Familie Lamb, diesen ganze *Kokolores*, davon erzählt Jonathan Coe in *Bournville*. 75 Jahre nach dem Ende des Krieges enden die Geschichten, die im Roman erzählt werden. Am 2. September 2020 ist für diesmal Schluss. Der Prolog ist datiert vom März 2020. Marys Erinnerungen ab 1945 markieren den Beginn der erzählten Zeit. Für alle Zeiten gilt: „ Alles verändert sich und alles bleibt beim Alten.“ (S. 399)

Ford, Richard

Valentinstag

Hanser Berlin, ISBN 978-3-446-27732-8, 383 S. / dt. von Frank Heibert

Richard Ford ist 79 Jahre alt. Und es wird ihm wohl so ergehen wie vor ihm schon John Updike und Philip Roth: Den Nobelpreis für Literatur wird er nicht erhalten. Er wird es verschmerzen. Wie auch sein Langzeit-Protagonist und Alter Ego Frank Bascombe manches verschmerzt. - Der befindet sich in *Valentinstag* auf der Reise. Zusammen mit seinem Sohn Paul ist er unterwegs zum Mount Rushmore, dem berühmten in Granit gehauenen Denkmal mit den Köpfen der amerikanischen Präsidenten. Es ist Winter, die Highways und Nebenstraßen sind vereist. Überall Schnee. Dass der gemietete Camper die Aufschrift ‚Warmer Wind‘ trägt, mutet wie Hohn an. Auch deshalb, weil Franks Sohn sich auf seiner letzten Reise mit dem Vater befindet. Der Aufenthalt in der berühmten Mayo-Klinik ist ohne positives Ergebnis geblieben. Er ist austherapiert. ALS (amyotrophe Lateralsklerose), die Nervenkrankheit ist unheilbar und führt nach und nach zu einer tödlichen Lähmung. Paul ist 47. Und er stirbt. - Sein Vater ist 74. Dessen beide Ex-Frauen sind längst tot, der älteste Sohn ist vor langer Zeit (mit erst 9 Jahren) gestorben, das Verhältnis zur Tochter ist mehr als nur angespannt. Jetzt also auch noch Paul. Das Leben ist beileibe kein leichtes Unterfangen. Das weiß Frank. Doch er fügt sich klaglos in sein Schicksal. Wobei ihn die Frage bewegt: „Bringt der Tod unser essenzielles Selbst zum Vorschein? [...] Falls der Tod tatsächlich etwas mitzuteilen hat, dann ist das eine Botschaft über das Leben; das Wichtigste am Leben ist, dass es zu Ende geht, und wenn es soweit ist, werden wir, ob allein oder nicht, alle auf unsere eigene Weise sterben.“ (S. 364)

Fords wohl letzter Bascombe-Roman handelt also von den großen Fragen unserer Existenz. Wie leben, wie sterben, gibt es einen Sinn hinter allem, was ist Glück? Frank Bascombe beantwortet diese Fragen ruhig und abgeklärt, manchmal sogar mit regelrecht gelassener Heiterkeit. Die große finale Aussprache mit dem Sohn findet dabei nicht statt. Das Leben und das Sterben gehen ihren ganz gemächlichen Gang. In der nordamerikanischen Provinz und überall auf der Welt. Und während wir existieren und dabei vergehen, geht alles auch irgendwie weiter. Banal und meistens unspektakulär. Ganz ‚Bascombe‘-sche Existenz‘.

Fords messerscharfer, entlarvender Blick auf das ‚normale‘ Amerika ist bei aller Traurigkeit immer auch von großem Humor getragen. Fehlschlagende Kinobesuche, fast-erotische Erfahrungen in einem vietnamesischen Massagesalon, der bizarre Besuch eines riesigen und einzigartigen ‚Mais-Palastes‘, skurrile Übernachtungen in trostlosen Provinzmotels - von alldem erzählt der Roman *Valentinstag*, der so viel mehr ist als eine Vater-Sohn Road-Novel.

Das erste und das letzte Kapitel haben die Überschrift *Glück*. Auftakt und Schluss des Romans können gelesen werden als große Schlüsselreflexion, die alle Geheimnisse um Frank Bascombe aufklärt. Frank, dieser stille Held der Durchschnittlichkeit. - Ganz zum Schluss ruft eine Stimme nach ihm: „Wo bist du, Frank?“ (S. 374) „Ich drehe mich um, wer das wohl ist. [...] »Okay, sage ich«. »Ich bin bereit für etwas Anderes«. Und lächele, begierig zu erfahren, wer da mit mir spricht.“ (S.374) - Frank Bascombe verschwindet - und lebt weiter. Wo auch immer. Vielleicht in New Orleans, wohin sein berühmter Autor inzwischen gezogen ist. Richard Ford, dieser außergewöhnliche Schriftsteller, der wohl nie den Nobelpreis für Literatur erhalten wird.

Freeman, Castle

Treue Seele

Hanser, ISBN 978-3-446-27753-3, 224 S. / dt. von Dirk van Gunsteren

Vielleicht so: *Treue Seele* erzählt eine weitere Episode aus Castle Freemans groß angelegter Brattleboro-Saga.

Oder so: Kauzige Charaktere, launig-lakonische Dialoge, Liebesgeplänkel aller Art aus der tiefsten amerikanischen Provinz des ländlichen Vermont, sogar ein Wiederlesen liebgewonnener Figuren aus früheren Romanen (Sheriff Lucian Wing), kurzum - Castle Freeman ist zurück, diesmal mit einem teuflisch guten Hochzeitsroman, dessen Ende man schon nach den ersten beiden Seiten kennt. Doch das spielt keine Rolle und trübt das spannend-heitere Lesevergnügen keine Sekunde lang!

Oder doch lieber direkt den Text für sich selbst sprechen lassen:

»Besuchen Sie mich, wenn Sie nach Washington kommen«, sagte sie.

»Das werde ich tun«, sagte ich.

»Kommen sie denn mal nach Washington?«

»Nein«, sagte ich.

»Ah«, sagte Miss Cheever-Conway. (S. 106)

Ein typischer Freeman-Dialog! Mehr als 220 Seiten lang geht das so. Das mag man. Oder eben nicht. Falls nicht, dann sollte man *Treue Seele* nicht lesen - und auch keinen anderen Roman von Castle Freeman. Jede/r hat das Recht großartige Literatur zu verpassen. Nur soll hinterher keine/r jammern, man habe ja nicht wissen können, was für ein guter Romancier dieser Castle Freeman ist.

Einer der Erzähler in *Treue Seele* heißt Cliff. Der ist mit Connie Bennett (einer weiteren Erzählerin) verheiratet. Die wiederum ist die Halbschwester von Lucy, auf die Port Conway seit seiner ersten Begegnung mit ihr vor fast dreißig Jahren ein Auge geworfen hat. Vor allem, weil er ahnt, dass er sie wird beschützen müssen. Denn Lucy ist schon mit 15 schön und wird allen Männern den Kopf verdrehen. Port glaubt von sich, ein törichtes, einsames ungeübtes Herz zu haben, aber er weiß ganz sicher: „In ein paar Jahren würde es wehtun, sie anzusehen. [...] Eine Blume – ein Krokus, eine Lilie im Schlamm.“ (S. 20) - Doch zurück zu Cliff. Über ihn heißt es: „Cliffs Vorstellung von gewagtem Sex ist, das Licht brennen zu lassen.“ (S. 130) - Sein Schwiegervater Arthur, Vater von Connie und Lucy (und übrigens kein Erzähler) ist nicht gut zu sprechen auf Cliff. Noch weniger gut auf Port. Eigentlich auf überhaupt niemanden. Nicht einmal auf seine ältere Tochter Constance, obwohl sich alle genannten Personen dauernd Sorgen um den Alten machen, besonders seit seine Aussetzer (Demenz?) häufiger werden. „Wer wusste schon was Arthur wollte? Sein Kopf war ein leeres Ölfass voller Echos und Finsternis, voller Spinnweben und Mäusedreck und abgestandener Luft.“ (S. 185) Dabei ist Arthur wahrlich nicht die einzige Romanfigur, die „offenbar [...] völlig plemplem und trotzdem einen wachen Verstand [hat].“ (S. 214)

Ob Sheriff Lucian Wing, der Clan der Cheever-Conways (also dessen wirkliche und eingebildete Mitglieder), Reverend Hescoock, Connie, Lucy oder Ganove Kurt und seine zwielichtigen Kumpane, alle Menschen, die die Welt des Menschenfreundes Castle Freeman bevölkern, wird kein Leser/keine Leserin je vergessen können. - Von Freemans Romanen wünscht man sich immer nur, dass sie doch nie enden mögen. Aber leider wird auf Seite 224 geheiratet. Und deshalb ist dann Schluss. Und mir bleibt nur, auf neue Nachrichten aus Brattleboro-County zu warten. Hoffentlich währt die Wartezeit nicht zu lange!

Haas, Wolf

Eigentum

Hanser, ISBN 978-3-446-27833 / 159 S.

Jetzt ist wieder was passiert.

Wolf Haas hat einen Roman über seine Mutter geschrieben. Na, jedenfalls hat einer, der Wolf Haas heißt, einen Roman über eine Mutter mit dem Namen Marianne Haas geschrieben. Ob dieser Schreiber aber der wirkliche Wolf Haas ist, der Erfinder des ehemaligen Polizisten Brenner, wer könnte das schon mit Sicherheit sagen. Wo doch nichts sicher ist. Außer vielleicht: dem Tod. Ja. Der kommt ganz sicher zu jedem. Nur, wann, das weiß man nicht. Na, aber die Mutter, die stirbt jetzt. Noch drei Tage ist es hin bis zu ihrem Tod. Fast 95 Jahre ist sie alt und lebt seit 5 Jahren im Alterssterbeheim. Nach einem langen, beschwerlichen Leben musste sie dahin umziehen. Das Haus, in dem sie eine Wohnung mit Blick auf den Friedhof hatte, sollte abgerissen werden. Wurde es dann aber nicht. Bis heute nicht. Umziehen musste Marianne Haas trotzdem. Auf dem Friedhof: die Grabstätten der Familientoten. Auf einem der Grabkreuze steht auch schon ihr Name. Und das Geburtsdatum. Der Todestag fehlt noch. Aber der wird bald dazugeschrieben.

Während der Erzähler noch darüber nachdenkt, ob er vielleicht die Poetikvorlesung absagen soll, die er schon bald zu halten hat, verspürt er mit einem Mal den dringenden Wunsch, seine Mutter im Heim anzurufen. Der Anruf wird aber vom Bruder entgegengenommen. „Sie ist gerade gestorben, sagte er.“ (S. 107). Niedergeschlagen macht sich der Anrufer auf den Weg zum Heim. „Als ich ihr Zimmer betrat, tat ich es in der Erwartung, sie dort liegen zu sehen wie immer, nur eben tot. Aber sie war nicht mehr da. Das Bett war schon frisch bezogen.“ (S. 108)

Und das soll dann alles gewesen sein? Hochzeit, Daseinskämpfe, Begräbnis? Auf gar keinen Fall. „Genervt von der tausendfach gestellten Frage » Kann man vom Schreiben leben?« [bin] ich auf den Titel [meiner Vorlesung] gekommen »Kann man vom Leben schreiben?«“ (S. 155) „Dafür muss ich jetzt ihr Leben nachstricken. Aus einem inneren Zwang heraus. Bis zum Begräbnis bin ich fertig, und dann bin ich es los, die Erinnerung und alles. Ein schneller Text. Und weg damit. Ein Text, der davon lebt, dass er mit dem Tod um die Wette rennt. [...] Keine Zeit für Formulierungen. Oder Selbstzensur. Gratuliere, super Idee.“ (S. 9)

Da ist er wieder. Der Haas-Sound. Den kann außer ihm keiner. Der fängt jeden ein. Dem kann man sich nicht entziehen. Will man aber auch nicht. Weil er so gnadenlos gnädig die Welt und alles in ihr dekonstruiert, dass es eine einzige, immerhin 159 Seiten lang währende Freude ist. *Eigentum* erzählt vom schlimmen und entbehrungsreichen Leben der Mutter Haas, davon, wie sie immer mehr verhärtete, ihre Mitmenschen beleidigte und selbst nie auf einen grünen Zweig kommen sollte. - Das fing schon früh an: „Und dann ist die Inflation gekommen und das Geld war hin.“ (S. 33) Nur noch „Sorgen, Sorgen, Sorgen“ (S. 28), „Arbeit, Arbeit, Arbeit“ (S. 17), Sparen, Sparen, Sparen, für nix, wieder nix, gar nix.

Lebensbeschreibung, Mutterdenkmal, Sprachsatire - *Eigentum* ist ein blitzgescheites, mitfühlendes, auf höchstem Niveau formuliertes Sprachkunstwerk, dessen Lektüre ein einziger Genuss ist. Deshalb unbedingt: langsam lesen, immer mal wieder zurückblättern, innehalten, weiterlesen und - genießen. *Eigentum*: ein Meisterwerk.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, September 2023

Haruf, Kent

Das Band, das uns hält

Diogenes, ISBN 978-3-257-07229-7, 310 S. / dt. von pociao und Roberto de Hollanda

Der 2014 verstorbene Kent Haruf hat sechs Romane verfasst. Sein Erstling *Das Band, das uns hält* ist jetzt endlich im Diogenes Verlag erschienen. Wie schon in den fünf bisher veröffentlichten Romanen ist die fiktive Kleinstadt Holt Schauplatz der Handlung. Provinz, Farmland, Viehzucht, Getreideanbau, karge, trockene Böden, harte Arbeit, kümmerliche Erträge, schweigsame, raue, einsame Menschen, deren Leben entbehrungsreich und meist ereignislos in archaisch anmutenden Bahnen verläuft.

So auch das Leben von Ada und Roy Goodnough und ihren beiden Kindern Edith und Lyman. Der frühe Tod der Mutter und ein entsetzlicher Unfall bei der Erntearbeit, bei dem Roy beide Hände verliert, bestimmen das Leben der Kinder. Besonders Edith fühlt sich verpflichtet, die Versorgung des Vaters zu übernehmen. Der ist jähzornig, despotisch und über die Maßen ungerecht. Das hindert Edith jedoch nicht daran, neben der Haus- und Farmarbeit, die sie verrichtet, ohne je ein lobendes Wort dafür zu erhalten, auch noch die Verantwortung für das Wohl ihres zwei Jahre jüngeren Bruders zu übernehmen.

Ein wenig Muße und kleines Glück bedeuten allein die Ausflüge im Wagen von John Roscoe. Den hätte sie heiraten können, was aber ihr Vater zu verhindern weiß. - Bereitschaft zum Verzicht, ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein, Unterwürfigkeit bis hin zur Selbstaufgabe - Edith fügt sich in ihr Schicksal, ohne dass sie jemals klagen würde. Auch als ihr Bruder den Hof verlässt und zwanzig Jahre lang auf Wanderschaft gehen wird. Er schreibt Postkarten von den Stationen seiner Reise durch die USA und schickt auch Geld, das Edith jedoch nie anrühren wird. Sie lebt einsam ihr entbehrungsreiches Leben auf der Farm.

John Roscoe heiratet Leona Turner Newcomb, von der er aber einige Zeit nach der Geburt seines Sohnes Sanders wieder geschieden wird. Sanders wird - wie sein Vater vor ihm - zum fürsorglichen Freund Ediths. - Dann stirbt Roy, Lyman kehrt nach Hause zurück, Sanders heiratet Mavis ... das Leben aller könnte in unspektakulärer Harmlosigkeit seinen ruhigen Lauf nehmen. - Doch ein neuerlicher Unfall, Lyman verunglückt bei einer Ausflugsfahrt mit seinem schicken Pontiac, verändert alles.

Ob die inzwischen achtzigjährige Edith Goodnough den Tod ihres Bruders zu verantworten hat, ob sie im hohen Alter gar zur Mörderin geworden ist, diese Frage steht am Anfang von Harufs Roman, der die lange Lebensgeschichte Ediths zum Gegenstand hat, und die der Ich-Erzähler Sanders für uns erinnert.

Schon in seinem Debutroman ist Kent Haruf der Dichter der kleinen Leute, der Chronist der Dramen des Alltags, der genaue Beobachter des unscheinbaren Glücks und der steten Not aller menschlichen Existenz. An keiner Stelle bewertet oder urteilt er, sondern er schreibt lediglich auf, was geschieht. Und in dem, was er notiert, können sich all seine Leser*innen selbst entdecken. - Im wahren Wortsinn ist Haruf ein Menschen- und Lebenserzähler. Was er dabei zu erzählen hat, schockiert zuweilen. - John Irving bringt es auf den Punkt: „Das ist harter Stoff - fantastisch geschrieben.“ (U 4)

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, Juli 2023

Heinisch, Andrea

Henriette lächelt

Picus, ISBN 978-3-7117-2142-6, 208 S.

Auch wenn in Henriettes Herz heimlich eine Margerite blüht, man mag sie nicht so recht. Henriette lebt allein in ihrer Wohnung. Über ihr die Mutter. Zuerst zusammen mit dem Vater, dann mit dem amerikanischen Liebhaber. Der war gar nicht so langweilig wie die anderen Freunde der Mutter. Der hat die Henriette auch schon einmal angefasst. „In der Nacht, als die Mutter geschlafen hat, ist er dann an ihr Bett gekommen. Bist doch ein hübsches Mädchen, hat er gesagt und dabei hat er ihren Kopf hin und her gedreht. Henriette hat den Tonfall noch im Ohr, den leichten amerikanischen Akzent, obwohl er doch eigentlich ein Wiener war.“ (S. 166) Ein komischer Typ. Genauso unnötig wie der Vater. Aber immerhin ist der Mutter die Wohnung geblieben, als er eines Tages auf und davon ist.

Die Mutter ist immer in Sorge um Henriette. Und das, obwohl Henriette doch schon fünfzig ist. Denn Henriette ist nicht so wie die anderen. Henriette ist fett. Ach, was sage ich, fett, 190 Kilo und mehr bringt sie auf die Waage. Sie kann sich kaum bewegen. Das Anziehen ist eine einzige Tortur. Sich bewegen überhaupt. Und immer muss sie was essen. Überall Schachteln der Lieferdienste. Die Tür macht sie immer nur einen Spaltbreit auf. Man weiß ja nie.

Vom Treiben in der Welt draußen bekommt sie nur mit, was sie durchs Fenster beobachten kann. Die Baustelle gegenüber beispielsweise. Und die Bäume mit ihrem Laub. Manchmal beobachtet sie, dass die Familie, die in der Wohnung unter ihr lebt, sich auf den Weg gemacht hat. Drei Kinder, ein viertes ist gerade geboren. Mit ihrem Mann, das wird nichts mehr, meint Sonja, die Frau von unten. Die Termine bei der Eheberatung hätte sie sich sparen können. Sonja besucht Henriette jetzt manchmal. Sie soll ihr auch beim Putzen zur Hand gehen. Manchmal schaut Henriette nach der Kleinsten, Margarete. Wenn Sonja los muss, in die Stadt, zum Einkauf, zum Arzt, zur Schule, wenn sie wieder einmal einbestellt worden ist wegen Jakob, ihrem Sohn. Sonja könnte fast eine Freundin von Henriette sein.

Außerdem ist da noch Martin. Ihr Kollege aus dem Büro. Fast täglich arbeiten die beiden miteinander. Online. Seit Corona dafür gesorgt hat, dass die Arbeit nur noch im Home Office stattfindet. Dann erzählt Martin ihr, dass man ihm kündigen wird. Und ob sie nicht vielleicht Lust hat, zusammen mit ihm in einer neu zu gründenden Firma zu arbeiten. Henriette muss überlegen, aber nicht lange. Sie träumt ja sogar manchmal von Martin. Mit all ihren mehr als 190 Kilos. Ob sie sich verliebt hat? Mit ihm arbeiten? Nur sie beide? In einem eigenen Büro? Das wäre doch was. Dann wäre auch endlich Schluss mit der mütterlichen Fürsorge. Aber damit ist ja sowieso Schluss. Schließlich ist die Mutter ja längst gestorben, oder?

Und in der Wohnung über ihr wohnen jetzt die Schneiders. Henry und Michael („Englisch ausgesprochen“ S. 188). Mit Michael, englisch ausgesprochen, hat sich Henriette letztens im Park auf der Bank unterhalten, bei einem ihrer seltenen Ausflüge. Da hat sie so einiges erfahren über die merkwürdige Schneider-Familie (s. S. 190). Wie schön, dass Sonja ein Auge auf Michael geworfen hat. - Henriette und Martin, Sonja und Michael, aha.

Henriette lächelt ist ein Roman, in dem alles flirrend ist, alles unerträglich leicht und unerträglich schwer gleichzeitig, in dem Traum und Wirklichkeit ineinander fließen, in dem Margeriten in Herzen wachsen, alle Leibesfülle schwerelos wird, verfasst in makellosem Stil.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Stephan Cremer, Juli 2023

Irving, John

Der letzte Sessellift

Diogenes, ISBN 978-3-257-07222-8, 1081 S. / dt. von Anna-Nina Kroll und Peter Torberg

Es ist angerichtet. Der alte Meister bittet zu Tisch. Ob das ein Festschmaus werden wird? Fast 1100 Seiten wollen genossen werden. Noch nie hatte John Irving mehr zu erzählen. Es heißt, *Der letzte Sessellift* sei wohl sein letzter großer Roman. Immerhin hat der schreibende Ringer die 80 überschritten. - Keine Angst vor dicken Büchern! - Irving fabuliert, dass es eine einzige, lange währende Lesefreude ist. Als hätte er alles, was sein Schreiben ausmacht, zur finalen *great american novel* zusammengeführt, an der er seit seinem furiosen ersten großen Erfolg *Garp* schreibt. - Wie schon so oft beim großen John: *Der letzte Sessellift* ist ein skurriler, hochpolitischer und ausufernder Familienroman.

Die Brewsters sind eine verrückte, unangepasste Familie, in der Sport genauso wie Literatur das Dasein aller Familienmitglieder bestimmende Lebenselixiere sind. - Großmutter Nana füttert den kleinen Enkel Adam schon früh mit Melvilles *Moby Dick*, der Großvater unterrichtet englische Literatur am College in Exeter, New Hampshire. Die anfangs unverheiratete Tochter der beiden, Rachel (Little Ray), arbeitet als Skilehrerin. Ihre Freundin und Partnerin Molly baut Pisten und hat den besten Ruf als Skiretterin. Der kleinwüchsige Englischlehrer Elliot, den Rachel später heiraten wird und der noch später feststellen wird, dass er eigentlich eine Frau im Körper eines Mannes ist, was weder Rachel noch Molly besonders bemerkenswert finden, sondern eher völlig normal, ist ein begnadeter Schneeläufer, der lieber stundenlang mit seinen Schneeschuhen durch die verschneite Landschaft wandert als sich auf Skiern eine der vielen Pisten hinunterzustürzen. Cousine Nora lebt mit Em zusammen, die das Sprechen eingestellt hat. Mit ihrer gemeinsamen Bühnennummer *Zwei Lesben, eine spricht* feiern die beiden bescheidene Erfolge in einem New Yorker Comedy Club. Dass die Brewsters zudem allesamt von ausgesprochen kleinem Wuchs sind, scheint auch nicht weiter bemerkenswert. Eher dann schon Adams außergewöhnliche Liebschaften, die grundsätzlich enden, kaum dass sie begonnen haben. - Eine mögliche Ursache dafür könnte Adams lichthelle Fähigkeit sein, andauernd Gespenster zu sehen, auch und besonders beim Liebesakt. Ein guter Skifahrer kann und will er nicht werden. Und auch als Ringer bleibt er Mittelmaß. Was ihn antreibt, ist der Wunsch, Schriftsteller zu werden. - Melville wird ihm zum Lehrmeister für das eigene Leben und Schreiben, zu dem das Sterben naturgemäß dazu gehört. Und gestorben wird wahrlich viel in *Der letzte Sessellift*. - In der Familie, unter Freunden und Feinden, in der Welt da draußen. - Der Krieg in Vietnam ist die eine Geißel, die andere heißt AIDS. Mörder lauern überall, brutale Massaker fordern zahlreiche Opfer. Und auch so manchem aus dem Brewster-Clan ist kein langes Leben beschieden. Dass man mitunter sogar selbst Hand anlegen muss, um unnötiges Leiden zu lindern, versteht sich fast von selbst. Wie tröstlich ist da Melvilles Diktum, das leitmotivisch den gesamten Roman durchzieht: „Doch der Tod ist nur eine Reise in die unversuchte Fremde.“ (S. 1014) Ständig lachende Norweger, windeltragende emeritierte Schuldirektoren, die in Wirklichkeit niemals einen Direktorenposten bekleidet haben, bigotte Kirchenfürsten, exzentrische Pantomiminnen, österreichische Zitherspieler, die sogar Elvis-Songs im Repertoire haben, moribunde Protestsongpoeten, querschnittgelähmte Skiprofis, Demokraten, Republikaner, Heteros, Schwule, Lesben, Schauspieler*innen (bekannte und unbekannte), Kinder, Erwachsene, Alte und natürlich Filme (in Farbe und Schwarzweiß, mit und ohne Untertitel) sind besonders wichtig, insbesondere die ungedrehten! „Ein ungedrehter Film lässt einen niemals los, einen ungedrehten Film vergisst man nicht.“ (S. 1072) - Klar, dass Irvings Roman mehrfach von Drehbuchsequenzen unterbrochen (und gleichzeitig weitergesponnen) wird.

Der letzte Sessellift präsentiert ein schier überbordendes Erzähluniversum. So eines können nur die echten Meister ihres Faches hervorbringen. – Nacherzählen lässt sich ein solches Universum nicht. Mir bleibt nur, mich staunend und in Demut vor dem großen John Irving und seiner unnachahmlichen Erzählkunst zu verneigen!

Kennedy, Louise

Übertretung

Steidl, ISBN 978-3-96999-259-3, 304 S. / dt. von Claudia Glenewinkel und Hans-Christian Oeser

Belfast in den siebziger Jahren. Cushla arbeitet als Grundschullehrerin an einer katholischen Schule. Außerdem hilft sie als Bedienung im Pub ihres Bruders Eamonn aus. Und versorgt die alkoholranke Mutter Gina. Für eine feste Beziehung mit ihrem Kollegen Gerry Devlin reicht die Zeit nicht. Er ist sowieso nicht ihr Typ. - Ganz anders der Prozessanwalt Michael Agnew. Der trinkt hin und wieder ein paar Gläser in Eamonn's Pub. Er ist Protestant, verheiratet, hat einen Sohn und ist wesentlich älter als Cushla. - Ihr Verstand sagt ihr, dass sie sich nicht auf eine Affäre einlassen sollte. Trotzdem nimmt sie sein Angebot an, ihm und einigen seiner Freunde Privatstunden in Irischer Sprache zu geben.

Es bleibt nicht bei den Unterrichtsstunden. Dass sie die Beziehung geheim halten muss, weiß sie. Schließlich ist Michael ein angesehener Repräsentant der Krone, für den sich eine Affäre mit einer Katholikin qua Amt von selbst verbietet. Ist er doch ein beamteter Prod und beruflich ständig mit Fällen beschäftigt, von denen Cushla besser keine Kenntnis haben sollte. Bald schon nehmen die anfangs eher seltenen Treffen der beiden jedoch an Häufigkeit zu. - Cushla ahnt, dass sie einen hohen Preis für die verbotene Liebe wird zahlen müssen.

Dass ihre intensive Fürsorge für die Familie McGeown der Auslöser des Unglücks sein wird, das sie und ihre ganze Familie heimsuchen wird, ist gleichsam in die DNA der brutalen Auswüchse des nordirischen Bürgerkriegs eingeschrieben. Den Vater hat man zum Krüppel geschlagen. Die Mutter und ihre drei Kinder können kaum ihr Haus verlassen. Immer wieder werden sie drangsaliert. Zuletzt brennt ihr Haus. Der Terror ist allgegenwärtig. Für eine Nacht kommen die McGeowns bei Cushla und ihrer Mutter unter. Keine Lösung auf Dauer. Tommy, der Älteste, hat die Schule geschmissen. Was er in seiner freien Zeit unternimmt, weiß niemand.

Alltag in Belfast, in der Stadt, die ihren Namen dem Fluss verdankt, den man unter der High Street in einen Kanal gepresst hat: Béal Feirste, Mündung des Farset. - Belfast, die Hauptstadt Nordirlands, in der immer auch geschieht, was überall auf der Welt geschieht: Man singt, man trinkt, man liebt, man streitet sich, man versöhnt sich, man hasst einander, man hat Träume, man ist verzweifelt, man schöpft Hoffnung ...

Doch Belfast ist auch eine besondere Stadt. Eine Stadt im Bürgerkrieg. Immer „irgendwelche Ausschreitungen. Ein sechs- oder siebenjähriger Junge, der auf einen Saracen, einen gepanzerten Mannschaftstransporter, klettert und einen Stein in einen der Schlitze steckt, aus denen die Soldaten mit ihren Gewehren zielen. [...] Ein einzelnes Auto, geparkt in einer leeren Straße. Die Szene wirkt wie eine Fotografie, bis sich die Karosserie plötzlich nach außen wölbte, in einem riesigen Ball aus Feuer und Rauch explodierte und die Türen davonflogen. Aus den umgebenden Gebäuden fielen Glassplitter auf den Asphalt wie Hagelkörner.“ (S. 11)

Louise Kennedys Roman ist ein Liebesroman, ein Familienroman, ein Gesellschaftsroman, ein Bürgerkriegsroman; zärtlich, bewegend, brutal, hellsichtig. Ein Ereignis!

Kopetzky, Steffen

Damenopfer

Kiepenheuer & Witsch, ISBN 978-3-7371-9151-6, 443 S.

In der FAZ vom 17.08.2023 geht Luca Vazgec hart mit Kopetzkys neuem Roman ins Gericht. Die Rezensionsnotiz des *Perlentaucher* zu seinem mit ‚Im Salon der deutsch-russischen Bohème‘ überschriebenen Artikel endet mit dem „einigermaßen vernichtenden Fazit, insgesamt material- und kenntnisreich, aber literarisch uninteressant.“ - Ich gebe zu: Die Lektüre von *Damenopfer* hat mich angestrengt. Wer einen flott geschriebenen historischen Roman über eine (mehr oder weniger) vergessene Revolutionärin der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts erwartet, der wird enttäuscht. Der Roman kommt eher daher wie eine bunte Polit-Collage, ein Puzzle aus zahlreichen (nur lose miteinander verbundenen) Einzuelepisoden, die so recht kein stimmiges Ganzes ergeben. Und das, obwohl die Figur der Larissa Reissner in allen Kapiteln ihren (manchmal allerdings sehr kurzen) Auftritt hat.

Wer war diese Frau? Herausragende Journalistin, wortgewaltige Autorin, extremistische Polit-Mätresse, größtenwahnsinnige Verschwörungstheoretikerin, geheimnisumrankte Strippenzieherin - in den Salons der ‚Roaring Twenties‘ von Berlin bis Moskau, von Kabul bis Wiesbaden? Larissa Reissner bleibt bis zuletzt eine schillernde Unbekannte, die mit allen Größen der Zeit (irgendwie) bekannt war, mit Trotzki, Babel, Pasternak, Carl Schmitt, mit Roten und Weißen, mit Nationalen, Sozialisten und Kommunisten, mit Fürsten, Diplomaten, Militärs und Hungerleidern.

Eine Schwäche von Kopetzkys Roman ist vielleicht, ein zu weit gefächertes Kaleidoskop von all dem präsentieren zu wollen, was in den Jahren vom Ende des Ersten Weltkriegs über die Revolution in Russland bis ins Jahr 1926 (Reissners Todesjahr) die (hauptsächlich) europäische (Welt-)Politik bestimmt hat. Gleichzeitig liegt genau darin aber auch die Qualität von *Damenopfer*, denn mit rigider Stringenz und Monokausalität ist der beschriebenen Zeit einer Welt in Aufruhr nicht beizukommen.

Vazgec notiert naserümpfend, Kopetzky entwerfe wie bei „einem Museumsrundgang ein Panorama in die literarischen Salons, Fabriken und Schaltzentralen der Weltpolitik in der Zwischenkriegszeit“, die Lektüre sei „langatmig“, „es gebe ein Zuviel an Nebenhandlungen und Figuren.“ - Nun ja, so ganz kann man dem nicht widersprechen. Doch zugleich sollte man ein großes Aber anfügen: Kopetzkys intensive Recherchearbeit zeigt Zusammenhänge auf, die so bisher wohl selten zusammengedacht worden sind. Das ist mindestens erhellend in Bezug auf die rückblickend zeitgeschichtliche Einordnung von Ereignissen in den 20-iger Jahren und weist gleichzeitig auf verblüffende Parallelen zu Geschehnissen unserer aktuellen Gegenwart hin (Ukrainekrieg).

So betrachtet gelingt Kopetzky mit seinem fiktionalen Denkmal der vielleicht zu Unrecht vergessenen Revolutionärin eine kluge und faktengesättigte Inaugenscheinnahme einer Schlüsselepoche größter politischer Umwälzungen. - Deshalb ist es auch wenig verwunderlich, dass mit Herfried Münkler ein Politikwissenschaftler von Rang den Roman ausdrücklich lobt, wenn er schreibt: Kopetzky schreibt „von einer Zeit, in der Enthusiasmus und Hingabebereitschaft auf brutalen Machtwillen treffen - und am Schluss, wie fast immer, die Intellektuellen verlieren.“ (U4)

Missiroli, Marco

Alles haben

Wagenbach, ISBN 978-3-8031-3359-5, 176 S. / dt. von Esther Hansen

Der eine - ein Tänzer. Der andere - ein Spieler. Vater, der eine. Sohn, der andere. Witwer, der eine. Ohne Giulia, der andere. - Sandro lebt als Werbetexter in Mailand. Nando in der Nähe von Rimini, pensionierter Eisenbahner. Seit Caterinas Tod vor einigen Jahren: ruhelos. Nachts steigt er in seinen klapprigen R5 und fährt durch die Gegend. Manchmal zum Tanzlokal, in dem sich die Eisenbahner treffen. Da sitzt er dann mit einem Glas allein in der dunklen Ecke. Und erinnert die Stunden, in denen sie tanzten, Caterina und er. Andere Zeit, anderes Leben. Geblieben: die Sorge um Sandro. - Der wartet (vergeblich) auf die Zahlungen seiner Auftraggeber. Die kommen nicht. Die Wahrheit erzählt er dem Vater nicht. Dabei haben die Eltern doch schon so oft Geld geschickt. Weg. Alles. Er ist krank. Er ist ein Spieler. Sein Mentor Bruni hat behauptet, er habe die *Gabe*. Manchmal hat er tatsächlich gewonnen. Aber nur, um kurze Zeit später noch viel mehr wieder zu verlieren. Jetzt ist er heimgekehrt. Nach Rimini. Juni. Noch sind die Touristen nicht da.

Seine Freunde reden ihm gut zu. Geh' nicht wieder zu Bruni, lass' dich nie mehr mit dem ein. Auch das Zusammensein mit Bibi hilft nicht. - Dabei hat er Nando schon so oft versprochen aufzuhören. Alles vergebens. Er hat doch schließlich die *Gabe*. Und Brunis Telefonnummer. Der freut sich, von Sandro zu hören. Wieder beginnen die traurigen Abende beim Kartenspiel. Er verliert. Ob er wohl selbst die Frage beantworten könnte, die er jedem stellt, den er trifft? „Wo willst du hin, wenn du fünfzig Jahre jünger wärst, und was würdest du *jetzt* mit einer Million Euro machen?“ (S. 17) - Welche Antwort hätte wohl Nando parat? Jetzt, wo man ihm ohne Umschweife die schlimme Diagnose mitgeteilt hat: Bauchspeicheldrüsenkrebs. - Wie lange hat er noch zu leben? Wochen, Monate, ein Jahr? Ursprünglich wollte Sandro nicht für länger in Rimini bleiben. Aber jetzt kein Gedanke mehr an eine schnelle Rückkehr nach Mailand. Nando stirbt.

Vater und Sohn. Versuche der Annäherung im Angesicht der drohenden Katastrophe. Lange Gespräche. Dialoge in verzweifelter Sprachlosigkeit. Die Schwierigkeit, Gefühle zuzulassen. „Sein Bein über der Bettkante, der Knöchel ist blau, von Adern durchzogen. Ich bin es, der ihn hier hält, seine röchelnde Hülle. Noch nicht um ihn weinen können und deshalb weinen.“ (S. 106) „In der Nacht bekommt er schwer Luft: lange Pausen zwischen den Atemzügen, die Luft kommt nur stockend aus seinem Mund. [...] Dazu die Jammerlaute: ein Singsang beim Ein- und Ausatmen, ein heulendes Tier im Wald.“ (S.107)

Missirolis Roman ist ein Abschiedsbuch, zugleich ein Lebensbuch. - Er erzählt von Lebensfreude, Vertrauen, Liebe, Angst, Vergänglichkeit, Siechtum. Vom Anfang, vom Dazwischen, vom Ende. Und vom Aufbruch. - Nando ist tot. Sandro sitzt am Spieltisch. Und dann? Er nimmt die Karten nicht auf.

Missiroli erzählt das Schwere so, dass es ganz leicht wird. So schonungslos wie sinnlich. - *Alles haben* ist ein weiteres Juwel aus der Schatzkammer der italienischen Gegenwartsliteratur, die der Wagenbach Verlag nicht müde wird, einer deutschen Leserschaft bekannt zu machen.

Moss, Sarah

Sommerwasser

Unionsverlag, ISBN 978-3-293-00609-6, 185 S. / dt. von Nicola Seifert

Schottland, irgendwann im Sommer, eine in die Jahre gekommene Ferienhaussiedlung, gelegen an einem einsamen See, bis zum Dorf ist es recht weit, immerhin kann man da Lebensmittel kaufen und im Pub gibt es sogar Internet. Alles in allem ist das kein Spaß hier, vor allem nicht für junge Leute, kein social media, kein Empfang, die Mobilgeräte nur mehr tote Gegenstände. Und als wäre das nicht schon übel genug, auch noch dieser nicht enden wollende Regen, zuweilen im Verbund mit stürmischen Böen. Das ist doch kein Sommerurlaub. Das ist ein andauernder Albtraum. Auch für die Erwachsenen. Man zählt die Stunden. Bis es endlich wieder zurück in die Stadt geht. Obwohl - auch Glasgow ist im schottischen Dauerregen kein anheimelnder Ort. Und jetzt sind schließlich Ferien. Zwei Wochen noch. In diesen schäbigen Holzhäusern. Es ist kalt, es ist nass, es ist windig, es ist dämmerig - immer.

„Kein Sonnenaufgang [...] Auf dem See liegt der Himmel [...] Obwohl zwischen Wolke und Land kein Abstand ist, der Regen keinen Platz zum Fallen hat, regnet es; der Klang von Wasser auf Blättern und Borke, auf Dächern und Steinen, Fenstern und Autos inzwischen so beständig wie der Klang von Blut und Luft im eigenen Körper.“ (S. 5)

Schon in diesen ersten Zeilen von *Sommerwasser* beschwört Sarah Moss die dunkle Grundstimmung, von der Mensch und Natur umfungen sind und deren schwermütige Eintönigkeit in allen Kapiteln ihres Episodenromans vorherrscht. Man begleitet die Menschen bei einsamen Läufen und Spaziergängen in der regendurchtränkten Landschaft, bei Kajakfahrten auf dem geheimnisvollen See, aus dessen Fluten in jedem Augenblick ein schreckliches Ungeheuer auftauchen könnte, beim Feuermachen in den feuchtschimmeligen Häusern, die allesamt bessere Tage erlebt haben. Bei den Gesprächen, Zankereien, Missverständnissen, Verstimmtheiten und der ausgeprägten Sprachlosigkeit der in ihren Häusern eingeschlossenen Urlauber.

Von denen wünscht sich manchmal einer, tot zu sein. Doch so einfach ist das nicht mit dem Sterben. Und außerdem muss die Spüle noch geputzt werden. - Solange Jon mit dem kleinen Patrick auf dem Arm draußen unterwegs ist, könnte Claire doch das Essen vorbereiten. Oder zum Pub laufen. Wo es WLAN gibt. Sich was zu trinken bestellen. Vielleicht einen Cocktail mit Wunderkerze. (vergl. S. 103) - Jon schenkt ihr diese Stunde, packt Pat in den Buggy, steckt Izzie in Stiefel und Regenjacke. „Allerdings, denkt [Claire], falls wir nachher Sex haben, sollte sie sich schon etwas zurechtmachen.“ (S. 108)

Irgendwann brennt dann eines der Häuser bis auf die Grundmauern nieder. Man hätte denken können, es wäre schon Morgen, aber es ist nur das Feuer. Wie das brennt. Trotz des Regens. „Wo war das kleine Mädchen mit den Lackschuhen und dem Fahrrad, und wo war seine Mum?“ (S. 181)

Nein, Sarah Moss hat kein heiteres Buch geschrieben. Mit fein gestrichelter Makellosigkeit erzählt sie von der beständig wachsenden Schwermut der Menschen, die es in eine gottverlassene Gegend verschlagen hat, aus der es kein Entkommen gibt, in der keine Sonne mehr wärmt und statt dessen ein kalter Regen unaufhörlich fällt, in der das vermeintliche Urlaubsparadies zum Ort der düsteren Katastrophe unserer Existenz wird.

Moster, Stefan
Bin das noch ich

Mare, ISBN 978-3-86648-712-3, 271 S.

Er ist ein sehr genauer Beobachter, dieser Stefan Moster. Menschen, Tiere, Landschaften - kaum ein anderer Autor in der deutschen Gegenwartsliteratur erfasst mit größerer Sensibilität die ganze Welt.

In besonderem Maß gilt das für die Figur des Simon Abrameit, dem Protagonisten des aktuellen Romans *Bin das noch ich*. Dieser Simon ist ein in vielerlei Hinsicht beschädigter Mensch. Die ganz große Karriere als Geigenvirtuose war ihm nicht vergönnt. Anders als seiner frühen Weggefährtin Darja, mit der er in einer Art fortlaufendem Tagebuchbrief kommuniziert.

Allein, wie ausgesetzt auf einer einsamen, unbewohnten Schäreninsel, versucht Simon, sich Klarheit zu verschaffen über alles, was sein Leben ausmacht. - Das Solokonzert in der finnischen Kleinstadt hat er abbrechen müssen. Die Finger der rechten Hand spielten im wahren Wortsinn nicht mehr mit. ‚Fokale Dystonie‘ (S. 240) heißt die niederschmetternde Diagnose, die seinem Leben als Berufsmusiker ein Ende setzen wird. Es sei denn, die Auszeit auf der Insel fördert in irgendeiner Weise die Heilung. Vielleicht braucht er ja tatsächlich nur für einige Zeit Ruhe, eine Zeit der Selbstbesinnung. - Im Holzhaus, das Mai ihm zur Verfügung stellt, kann er wohnen, solange er möchte. Wasser und Nahrungsmittel bringt sie mit ihrem kleinen Boot vorbei. Später überlässt sie ihm das Boot und Simon fährt selbst zum Festland, um sich mit dem Nötigsten zu versorgen. - Nach einigen missglückten Versuchen, sein Instrument zu spielen, verschließt er die Geige im Kasten und konzentriert sich fortan nur noch darauf, seine Umgebung mit wachen Augen und Ohren wahrzunehmen. Die vielen Vögel, die Bäume, die Wellen, das Meer. Er wird dabei so manches herausfinden über sich selbst und seine (lange verdrängten) Gefühle, seine Welt, die Musik. - Später zählt er auf, was er gelernt hat: „Sauna heizen, Holz hacken, Baumhaus bauen, Boot fahren, Vogelstimmen erkennen.“ (S. 262) Die Zeit auf der Insel versetzt ihn zunehmend in einen „Zustand der großen Ungewissheit.“ (S. 252), befördert ihn in einen Zustand der Unsicherheit, der ihm aber letztlich doch Sicherheit vermittelt, weil er erkennt: „Von einer Insel blickt man in alle Richtungen.“ (S. 252) - Schließlich verlässt er die Insel. Ein Aufbruch in eine ganz und gar ungewisse Zukunft. - Im Gespräch mit der imaginierten Darja, die vielleicht auch die reale Mai sein könnte, formuliert er: »Ich frage mich, wie ich es anstellen soll, mein Leben komplett neu einzurichten.« »Was heißt neu einrichten. Es ist doch nichts gelöscht worden.« [...] »Ich habe die Voraussetzung verloren, ich selbst zu sein.« [...] »Man ist immer man selbst, egal, was passiert.« [...] »Auch mit Fingern, die dir nicht gehorchen, bist du kein anderer als du selbst.« (S. 257)

Bin das noch ich ist aber viel mehr als der Versuch einer individuellen Standortbestimmung inmitten einer existenziellen Lebenskrise. Moster schärft den Blick für die Wahrnehmung von Leben in all seinen Erscheinungsformen. Wir lernen viel. Etwa über die verschiedenen Arten von Möwen und deren Brutverhalten, über die üblen Raubzüge von Graureihern, über das kunstvolle Knüpfen von Knoten, über die Einflüsse Bachs auf das Werk von Béla Bartók, über die Leiden des kranken Exilanten Bartók, über die der Musik innewohnende Kraft, Leben zu retten, über Landschaften am 60. Breitengrad, in denen es so lange Zeit keine echte Dunkelheit gibt, was es so sehr erschwert, Ruhe im Schlaf zu finden. - *Bin das noch ich* liest sich wie die lange Variation eines Buchtitels von Joachim-Ernst Berendt: *Die Welt ist Klang*. Mosters Roman ist kein Buch für Schnell-Leser*innen. Eher eine Meditation über die Frage: „Wenn du auslöschst Sinn und Ton – was hörst du dann?“ So lautet das Motto (ein Zitat aus Berendts Buch), das Stefan Moster seinem Roman voranstellt.

Oswald, Georg M.
In unseren Kreisen

Piper, ISBN 978-3-492-05883-4, 207 S.

Der eine (Oliver Jungen in der FAZ) findet den neuen Roman von Georg M. Oswald langweilig, lieblos, und klischeehaft, der andere (Tobias Haberl in der SZ) ist gefesselt, entdeckt thrillerhafte Elemente und lobt die Raffinesse, mit der die Geschichte des Ehepaares Sandmann erzählt wird, das unerwartet in den Genuss einer fabelhaften Erbschaft gelangt.

Eine Villa im Bauhausstil, ein paar Millionen Euro, die ausreichen, die enorm hohe Erbschaftssteuer zu begleichen, da verzichtet das Hipsterpaar Tatjana und Nikolai (er, ein durchschnittlich begabter und mäßig erfolgreicher Schriftsteller; sie, eine Museumskuratorin in Festanstellung) doch gern auf die schöne kleine Altbauwohnung, in der man sich zwar wohlfühlt hat, doch die bei aller Liebe inzwischen wirklich zu eng geworden ist. Jetzt, wo für Tochter Marie der Schulwechsel nach der Grundschule ansteht, der nach dem Willen von Frau Elmer, Maries Lehrerin, wegen zu schlechter Leistungen aber nicht aufs Gymnasium führen kann. Mit dem Umzug ins mondäne Münchener Philosophenviertel könnte man doch versuchen, Marie im privaten katholischen Gymnasium gleich um die Ecke anzumelden. Eine großzügige Geldspende wird möglich machen, was Frau Elmer verhindern wollte.

Das ererbte Vermögen von Tatjanas Tante Rose öffnet wie von Zauberhand bislang verschlossen geglaubte Türen. - Rose war die Witwe des bekannten und recht exzentrischen Therapeuten Rudolf Weiß, der noch bei Wilhelm Reich studiert hatte und der mit der Weiterentwicklung von dessen Orgonakкумуляtor beschäftigt gewesen war, als ein Herzinfarkt seinem Leben ein abruptes Ende setzte. Jahrelang hatte Rose nach Rudolfs Tod mittels der seltsamen Maschine Kontakt mit dem Verstorbenen halten können. Als die Kommunikationssignale jedoch immer schwächer wurden und schließlich ganz aufhörten, schied sie selbstbestimmt aus dem Leben und hatte Tatjana als Alleinerbin all ihren Besitz überlassen. Testamentsvollstreckerin ist die Anwältin Frau Dr. Johanna von Drach, ehemals gleichermaßen Rudolfs wie Roses Geliebte. - Schnell sind alle Regularien besprochen, sodass für die Sandmann ein neues und unbeschwertes Leben beginnen kann. Sie glauben, „angekommen“ (S. 113) zu sein.

Doch es wird noch einige Zeit dauern, bis dem tatsächlich so ist. Nicht nur der in die Jahre gekommene Diesel-Golf-Kombi in der Einfahrt wirkt merkwürdig unangemessen und deplatziert. - Ein Sommerfest bei den Hoffmanns, den neuen Nachbarn der Sandmanns, soll genutzt werden, sich den Bewohnern des Viertels bekannt zu machen. Nikolai wird aus seinem Roman lesen, auch wenn ihm „die Vorstellung einer solchen Lesung nicht besonders [behagte].“ (S. 141) Lässt die Welt des Philosophenviertels Nikolai doch sein bisheriges Leben als eine Art „Notbehelf“ (S. 151) empfinden. - Unter der reichen, glatten und scheinbar wohlhabenden Bürgerlichkeit schlummert allerdings ein Ungemach, von dem der bizarr verwahrloste Partygast Eversmeyer in dunklen Andeutungen zu berichten weiß. Irgendetwas stimmt hier ganz und gar nicht.

Der Roman wird immer mehr zur ironisch-bösen und entlarvenden Satire auf vermeintlich großbürgerliches Gehabe, das sich als verlogenes Schmierentheater in unlauter erworbenen Kulissen entpuppt. Dass die Weiß'sche Villa einstmals im Besitz eines jüdischen Ärztteehepaares war, das ist nur eine von vielen sorgsam verschwiegenen Wahrheiten. Trotzdem verkünden die Sandmanns am Ende des Romans „mit einem Freudestrahlen: Wir sind angekommen.“ (S. 207) Dass man im von Oswald beschriebenen Philosophenviertel ankommen möchte – der kluge Roman erzählt augenzwinkernd eher das Gegenteil!

Russo, Richard

Mohawk

DuMont, ISBN 978-3-8321-8228-1, 491 S. / dt. von Monika Köpfer

„Mohawk ist Leder.“ „Ein Scheißdreck ist Mohawk“, erwidert der Anwalt, „war schon immer so.“ (S. 489) - Ein Provinzkaff, Upstate New York. Hat schon bessere Tage gesehen. Damals, als die Lederindustrie noch florierte. Zwar wurden immer mal wieder Leute krank. Die Krebsrate lag weit über dem Durchschnitt. Das von den Gerbereien verdreckte Wasser hatte seine Tücken. Aber man hatte sein Auskommen. Immerhin. Das galt auch für die Familie Grouse.

Jahrelang hat Mather Grouse als Zuschneider in der Fabrik gearbeitet. Jetzt ist er im Ruhestand und krank. Seine Camels muss er heimlich rauchen. Er weiß, dass die Raucherei seiner angegriffenen Lunge nicht gut tut. Egal. Auch wenn Mrs Grouse gar nicht begeistert ist von der Unvernunft ihres Mannes. Aber wohin führt es schon, wenn man vernünftig ist? Irgendwann sind wir doch alle tot. - Wenigstens muss Mather sonntags nicht mehr zum Gottesdienst. - Den schwänzt auch seine bildhübsche Tochter Anne. Die ist erst vor zwei Jahren ins elterliche Haus nach Mohawk zurückgekehrt. Zusammen mit Rendell, ihrem Sohn. Die Ehe mit Dallas Younger ist in die Hose gegangen. Pech, aber das war vorhersehbar. Nicht die hellste Kerze auf dem Kuchen, dieser Dallas. - Eine Beziehung mit Will Gaffney hatte ihr Vater seinerzeit untersagt. Will, der später dann diesen schrecklichen Unfall hatte und seither nicht mehr ganz normal ist. - Auch Schwager Dan, zu dem sie sich schon immer hingezogen fühlte, hatte einen Unfall. Dass er nun gelähmt im Rollstuhl sitzt, so ein Unglück.

Den Grouses geht es wie fast allen in Mohawk und überhaupt dem gesamten County: Es geht bergab. - Und dann ist ja da auch noch der fatale Streit der Grouses mit den Gaffneys. Aber irgendwann sind Wild Bill und sein Vater Rory tot. Ein schreckliches Blutbad. - Rendell wir der Prozess gemacht. Der Fall scheint klar. Ist er aber ganz und gar nicht. Bald schon jagt eine Enthüllung die nächste. Nichts ist nämlich so, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint. Nur eines ist sicher: *Ein Scheißdreck ist Mohawk.*

Russos erstmals ins Deutsche übersetzter Debutroman steht seinen späteren, hochgelobten und mit vielen Preisen ausgezeichneten Romanen in nichts nach. Das Ende des amerikanischen Traums und verlogene Aussichtslosigkeit des american way of life sind die zentralen Themen von Russos zynisch-bitterem Porträt der amerikanischen Provinz.

Da wird so gar nichts von der vermeintlichen Großartigkeit einer Nation vermittelt, deren Führungsanspruch einmal allumfassend war. Selbst der Rückzug in eine einfache, selbstbestimmte Mittelmäßigkeit misslingt allen Romanfiguren auf ganzer Linie. Privates Glück und stille Zufriedenheit -Fehlanzeige.

What goes up, must come down! Der Preis, den die Durchschnittsbürger für ihr Leben jenseits von Größe und Glamour zu zahlen haben, ist kaum zu beziffern. „Wir haben im Grunde alles verloren, was zu verlieren war, stimmt’s?“ (S. 484) - Dabei gilt: Mohawk ist überall. Möglicherweise auch in Duisburg oder in Bitterfeld.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, Juli 2023

Schirach, Ferdinand von
Regen – Eine Liebeserklärung

Luchterhand, ISBN 978-3-630-87778-9, 110 S.

Manchmal benötigt große Literatur nur sehr wenig Raum. Dem Meister der nachdenklichen Verknappung ist es wieder einmal gelungen, in einer kaum mehr als 50 Seiten umfassenden Erzählung, die er *Eine Liebeserklärung* nennt, ein regelrechtes Universum humanistischer Kontemplation vor uns auszubreiten, das seinesgleichen sucht. - Ein Schriftsteller, der seit vielen Jahren keine Zeile mehr geschrieben hat, sitzt in einer Bar und denkt nach. Über Gott und die Welt, könnte man salopp sagen. Doch so einfach ist es nicht. - Worüber er nachdenkt: über Verbrechen und Strafe, über das Großartige und das Schreckliche unserer Zeit, über die Würde des Menschen und über das Leben ganz allgemein. Und auch über den Verlust, die Einsamkeit, das Scheitern und - vor allem - über die Liebe. - Darüber will er schreiben. Und hebt dann an zu seinem langen Monolog, wohl wissend: „Wenn man schreibt, ist man alleine. [...] Das Schreiben ist kein demokratischer Prozess. Es ist das Gegenteil. Aber später gehören die Bücher nicht mehr dem, der sie geschrieben hat. Sie gehören jetzt dem, der sie liest.“ (S. 11)

Der Erzähler ist zum Schöffen berufen worden, der in einem Mordprozess (oder war es vielleicht doch Totschlag im Affekt, und ist der Angeklagte vielleicht vermindert schulfähig?) urteilen soll. - Das klingt so einfach und ist doch so schwierig. Er überlegt und überlegt. Und stellt schließlich dem Angeklagten eine einzige Frage: „Ich fragte ihn, welche Strafe er sich selbst gebe.“ (S. 19) - Ehe der Angeklagte antworten kann, wird die Verhandlung wegen eines „unaufschiebbaren Antrags“ (S. 20) der Verteidigerin unterbrochen. Ob der Schöffe, der so fragt, vielleicht befangen ist?

Während sich das Gericht berät, schweifen die Gedanken des Schöffen ab. - Worüber er nachdenkt: Wie er einmal einen Gedichtband veröffentlicht hat (vor 17 Jahren), wie er eine Frau im *Grande Bretagne* in Athen kennengelernt hat, darüber, welche Gerüche Feuchtigkeit verursacht, und darüber, dass es auf dem Parthenon keine geraden Linien gibt, über Winston Churchill, über Emil Nolde, über Willy Brandt, über die sogenannte Pareto-Regel und über die weißen Strände der Karibik, die doch nur aus Exkrementen des Papageienfisches bestehen. Hat er die Frau zufällig getroffen? Oder war die Begegnung notwendig? - Wichtig allein ist: Darüber zu schreiben, darüber „dass wir voneinander wussten und dass es in diesem Leben nur darum geht und um nichts anderes.“ (S. 57)

Die Liebeserklärung des Erzählers wird ergänzt um ein langes Interview von Schirachs, das im September 2022 im Magazin der SZ abgedruckt wurde. Viel gibt er preis von sich in diesem Interview. Man kommt dem Schriftsteller, dem Menschen Ferdinand von Schirach regelrecht nahe, auch wenn er Distanziertheit gleichsam zum ureigenen Programm erklärt. - Klarheit und Einfachheit waren die Leitbegriffe des ehemaligen Sklaven Epiktet. Diese, ergänzt um Marc Aurels Gedanken zu Einsamkeit, Menschlichkeit und Scheitern, bilden so etwas wie von Schirachs Grundsatzdogmen.

Schluss mit meiner kurzen Besprechung. Ferdinand von Schirachs *Regen* ist ein so faszinierend einfaches und geheimnisvolles Büchlein, dass die Lektüre zum anhaltend staunenden Bewundern Anlass gibt. Ich stelle mir die Leser*innen dieses Autors immer nur als glückliche Menschen vor.

Vásquez, Juan Gabriel

Wenn es an Licht fehlt

Schöffling & Co., ISBN 978-3-89561-078-3, 447 S. / dt. von Susanne Lange

Die Lektüre des neuen Romans von Juan Gabriel Vásquez ist schon ein Stück Lesearbeit. Das liegt u. a. daran, dass *Wenn es an Licht fehlt* in erster Linie ein historisch-politischer Roman ist. - Gegenstände der Erzählung sind: Spanien in der Zeit des Franco-Faschismus, antifaschistische Bewegungen in Lateinamerika, Maos China in den Wirren der (sogenannten) Kulturrevolution, Guerilla-Kämpfe im Kolumbien der jüngsten Gegenwart. All dies wird präsentiert in einer Mischform aus biographischer Skizze, kulturpolitischem Essay und fiktionaler Aufbereitung. - Dabei verschreibt sich Vásquez ganz dem Diktum von Ford Madox Ford, das in leicht gekürzter Form dem Roman als Motto vorangestellt ist: „Denn in unseren Augen sollte ein Roman die Geschichte eines Menschen oder Ereignisses sein, und jede Geschichte eines Menschen oder eines Ereignisses sollte ein Roman sein, [denn wenn wirkungsvoll gestaltet, sind beide die Auslegung dieser Ereignisse, die unsere Menschenleben darstellen.]“ (S. 439 f.)

Alles ist also Auslegungssache: Die Lebensbeschreibung des Sergio Fausto Cabrera Cárdenas und die seiner Familie - Vater, Mutter, Schwester. Schauplätze der Handlung sind Spanien, die Dominikanische Republik, Kolumbien und China. - Der berühmte Film- Und Theatermensch Fausto Cabrera, der auch ein gefeierter Rezitator lyrischer Texte war, ist im hohen Alter verstorben. Die Nachricht vom Tod des Vaters erreicht seinen Sohn Sergio, inzwischen ebenfalls ein gefeierter Filmmacher, in Barcelona, wo er sich wegen einer retrospektiven Werkschau seiner Arbeiten aufhält. Treffen mit seiner Frau und seiner Tochter, die in Lissabon leben (um die Ehe steht es nicht zum Besten), und mit seinem Sohn Raúl sind fest terminiert, als Sergio kurz vor dem Beginn der Werkschau in der Filmoteca vom Tod des 92jährigen Vaters erfährt. Sollte er zum Begräbnis nach Bogotá zurückfliegen? Sergio entscheidet sich dagegen. „Das war mein Problem mit ihm. [...] Tato war Schauspieler, Gedichterezitator, ein Mann, der durch das Wort gelebt hat. [...] Er hat immer gesagt, mein Schweigen sei eine Tortur für ihn. Nein, dafür hätte es sich nicht gelohnt, hinzufahren, wozu? Damit ich schweige, ein weiteres Mal eine Tortur für ihn bin, ein letztes Mal, mit diesem Schweigen, das er gehasst hat? Nein, das wäre nicht der Mühe wert gewesen.“ (S. 407) Was der schweigsame Sergio stattdessen aufblättert, ist die Familiengeschichte der Cabreras, die von den politischen Verwerfungen in Europa, Asien und Lateinamerika erzählt. Und diese tut er aus der subjektiven Perspektive des ganz direkt Betroffenen. Besonders eindrücklich sind dabei die Aufzeichnungen, die die Lebensumstände antifaschistischer europäischer Mitkämpfer bei der chinesischen Revolution im China Maos zum Gegenstand haben, aber auch die eindringlichen Schilderungen der grausamen Auswüchse der Machenschaften von kolumbianischen Guerillaverbänden.

Die Cabreras sind ein Rebellenfamilie, die sich ganz dem Kampf gegen die Ungerechtigkeiten der menschlichen Existenz verschrieben hat. Vásquez erzählt die Geschichte von Träumen, von der Suche und vom möglichen Scheitern, wobei Scheitern immer auch die Chance des Neuanfangs in sich trägt. Wer *Wenn es an Licht fehlt* als Abenteuerroman lesen möchte, der wird enttäuscht werden. Wer aber einen kritischen Diskurs über die Problematik von Frieden und Freiheit, Treue und Gefolgschaft, Programmatik und Phantasie lesen möchte, der wird Vásquez' (auf einer wahren Geschichte beruhenden) Roman mit großem Gewinn lesen. Allerdings gilt dabei, was Karl Valentin pointiert so formulierte: *Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit*. Und das gilt gleichermaßen für den Autor wie auch für uns Leser*innen.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, September 2023

Woelk, Ulrich
Mittsommertage

C. H. Beck, ISBN 978-3-406-80652-0, 285 S.

Ruth Lembers Leben ist eine einzige, lange Erfolgsgeschichte. - Sie ist Inhaberin eines Lehrstuhls für Ethik an der Humboldt-Universität in Berlin. Und soeben hat man sie zum Mitglied des Ethikrates der Bundesrepublik berufen. Ihr Mann Ben, ein nicht minder erfolgreicher Architekt, hat einen wichtigen Architekturwettbewerb gewonnen, der sein Büro endlich als Garanten für ökologisch-nachhaltiges Bauen etablieren kann. Jenny, Bens Tochter aus erster Ehe, hat in Leipzig das Studium der Kommunikations- und Medienwissenschaften aufgenommen und die Einschränkungen, die die Corona-Pandemie mit sich gebracht hat, hinter sich gelassen. Sie engagiert sich in fortschrittlichen Gruppen zur Bewahrung eines lebenswerten Planeten. Alles könnte so gut sein. Ist es aber nicht.

Ulrich Woelk erzählt in *Mittsommertage* von den Geschehnissen in einer einzigen Woche im Leben einer scheinbar privilegierten Vorzeigefamilie, die ein sicher geglaubtes Lebensgebäude zum unerwarteten Einsturz bringen. - Ob nach dem vollständigen Zusammenbruch ein Wiederaufbau oder ein Neustart möglich sein werden, lässt er offen. Eine eindeutige Antwort gibt es offensichtlich nicht. - Und diese Offenheit ist nur eine der vielen Qualitäten dieses unbedingt lesenswerten Buches.

Es ist heiß in Berlin. Doch ihren Schlaf hat das nicht trüben können, „ohne Unterbrechungen oder beunruhigende Träume wacht Ruth Lember eine halbe Stunde vor dem Klingeln des Weckers ausgeruht auf. [...] Sie hat Lust auf diesen Tag und die vor ihr liegende Woche.“ (S. 5)

Auf der allmorgendlichen Jogging-Runde durch den Lietzenseepark geschieht das Unglück. Ein Hund rennt auf sie zu, springt auf, „schnappt nach ihrer rechten Wade und beißt einmal schnell zu.“ (S. 10) Sie misst der Attacke kaum größere Bedeutung zu, notiert sich nicht einmal den Namen der schuldbewussten Hundehalterin. Die Wunde „sieht wirklich nicht so schlimm aus, findet sie. [...] Es ist geschehen und nicht mehr zu ändern und sollte die Freude auf die vor ihr liegende Woche nicht trüben.“ (S. 14 f.)

Doch die Woche hält eine Menge unliebsamer Überraschungen für sie bereit. Die Bisswunde wird sie beinahe umbringen, ein Freund aus vergangenen Tagen taucht unvermittelt bei ihr auf und konfrontiert sie mit lange verdrängten politischen Aktivitäten aus Jugendtagen, zudem argwöhnt sie, dass Ben ihr eine Affäre mit einer attraktiven jungen Mitarbeiterin verschweigt. Ein von ihr verschuldeter Autounfall droht sie vollends aus der Bahn zu werfen. Schließlich wird auch noch ihre Berufung in den Ethikrat überprüft, nachdem die Publikation alter, nicht autorisierter und politisch hochbrisanter Schriftstücke einen Shitstorm im Netz verursacht hat. - Ruth Lembers Leben ist vollkommen aus den Fugen geraten.

Woelks hochaktueller Zeitroman erzählt stilistisch brillant unsere bundesrepublikanische Gegenwart: Corona-Krise, Umweltproblematik, Klimaprotest, sexuelle Selbstbestimmung, moralisch-ethische Integrität. - Präzise und detailgenau beschreibt er die individuellen Verstrickungen des Individuums in die generellen Zeitläufte unseres Alltags, aus denen es scheinbar kaum ein Entrinnen gibt. - Beeindruckend!

Ex und hopp (polemische Plaudereien, Nr. 3)

Mayr, Suzette

Der Schlafwagendiener

Wagenbach, ISBN 978-3-8031-3357-1, 271 S. / dt. von Anne Emmert

Schlafwagendiener haben ein hartes Los. Karger Lohn, schlimmste Arbeitsbedingungen, keinerlei gesellschaftliches Ansehen. Es ist schwer vorstellbar, dass Baxter seinen Traum, Zahnarzt zu werden, mittels der geringen Einkünfte verwirklichen können. Besonders seitdem auch die Trinkgelder nur noch spärlich fließen. Die Beschwerden der Reisenden hingegen nehmen immer mehr zu. Sein Minuspunktekonto ist geradezu bedrohlich angewachsen. Bei 60 Punkten droht die fristlose Entlassung. Viel fehlt nicht mehr, dann muss er den Traum einer Arztkarriere wohl für immer begraben.

Dabei versucht er doch immer nur sein Bestes. Aber die Reisenden vergelten es ihm nicht. Schlaflosigkeit und ständiger Hunger machen ihm zunehmend zu schaffen. Die lange Fahrt im Schnellzug von Montreal nach Vancouver wird regelrecht zum lebensbedrohenden Albtraum. Erst recht, als eine Schlammlawine im Gebirge für einen tagelangen Aufenthalt auf freier Strecke sorgt. Und dass er das kompromittierende Foto kopulierender Männer, das er beim Säubern der Toiletten gefunden hat, nicht hat verschwinden lassen, sondern in seiner Hemdtasche nah am Herzen aufbewahrt, macht seine Situation nicht weniger gefährlich. Baxters Tage als Schlafwagendiener scheinen gezählt. Die Anspannung bei den Reisenden und beim begleitenden Personal steigt immer mehr.

Mayrs Roman hätte ein spannender historischer Roman werden können. Doch innere und äußere Handlung werden überfrachtet mit historischem Detailwissen und einer damit einhergehenden Beschreibungsbesessenheit, die des Guten einfach zu viel ist. Ohne Zweifel ist die Rechercharbeit der Autorin zu loben. Doch ihr geradezu enzyklopädischer Anspruch (das Quellenverzeichnis umfasst immerhin drei eng bedruckte Seiten) geht leider auf Kosten psychologischer Ausgewogenheit. - Mein Urteil bleibt deshalb zwiegespalten. Der Roman *Der Schlafwagendiener* liefert zwar den Beweis für die Klugheit seiner Autorin, doch den prägnanten Ton einer versierten Schriftstellerin muss erst noch finden.

Wagner, Jan Costin

Einer von den Guten

Galiani Berlin, ISBN 978-3-86971-260-4, 204 S.

Einer von den Guten ist Wagners dritter Roman um den Ermittler Ben Neven. Wer die beiden ersten (*Sommer bei Nacht* und *Am roten Strand*) nicht kennt, wird im dritten Band der Reihe kurz über die bisher erzählten Ereignisse ins Bild gesetzt. - Die Ermittlungen in Sachen Missbrauch Minderjähriger schreiten voran. Nevens Verstrickung in den Fallkomplex wird allerdings für den erfahrenen Polizisten und Familienvater immer brisanter. Er schafft es nicht, seine pädophilen Neigungen unter Kontrolle zu halten. Seine Beziehung zum rumänischen Stricher Adrian droht aufzufliegen. Vergeblich versucht Neven, sich zu disziplinieren. Er weiß, dass er seine Existenz aufs Spiel setzt und kann seinem kriminellen Handeln doch kein Ende setzen. Der Druck wird mit jedem Tag größer. Wem könnte er sich anvertrauen? Vielleicht Landmann, seinem ehemaligen Chef? Zu dem hat er, nicht erst seit dem Selbstmord von Landmanns Tochter, ein ganz besonderes Verhältnis. - Jan Costin Wagner hat einen irre spannenden Pageturner verfasst, den man atemlos liest und bis zum verblüffenden Schluss nicht mehr aus der Hand legen kann. Die Erzählperspektive wechselt kapitelweise zwischen Neven und Adrian. Wagner wertet nicht, er protokolliert und damit überlässt er es seinen Lesern*innen, ihr Urteil zu fällen. Beklemmend überzeugend gestaltet Wagner einen literarischen Psychothriller - zu einem Thema, dessen Aktualität leider mit jedem Tag zuzunehmen scheint. Ein erschreckend brillanter Roman.

SUPPORT YOUR LOCAL BOOKSHOP / © Peter Cremer, August 2023